

ECKART GÖBEL, FRAUKE BERNDT (HG.): HANDBUCH
LITERATUR & PSYCHOANALYSE, BERLIN/BOSTON 2017:
WALTER DE GRUYTER

GÜNTER H. SEIDLER, HARALD J. FREYBERGER, ANDREAS
MAERCKER (HG.): HANDBUCH DER PSYCHOTRAUMATOLOGIE.
2. ÜBERARBEITETE UND ERWEITERTE AUSGABE.
STUTTGART 2015: KLETT-COTTA

Die Bologna-Reform der universitären Ausbildung dürfte mit dafür verantwortlich sein, dass von Autoren und Verlagen zunehmend weniger in Monographien, sprich: Ausarbeitungen, die zu einem Sujet einen originellen Beitrag leisten und den Gegenstand auf möglichst hohem Niveau umfassend erörtern, als vielmehr in Einführungen, Handbücher, Lexika und Kompendien, kurz gesagt, in breit angelegte Überblicksdarstellungen und kompakte Vermittlungen von Wissen, am besten mit klarer Prüfungsrelevanz, investiert wird. Diese sollen zumindest zum Zeitpunkt ihres Erscheinens, vielleicht sogar für eine erhebliche Weile den erreichten Wissens- und Forschungsstand einer Disziplin repräsentieren. Es

versteht sich von selbst, dass die diskursive und argumentative Auseinandersetzung hinter dem fixen Ergebnis einfach zurückstehen muss – und das ungeachtet dessen, ob nun eine solche Auseinandersetzung in kunstvoller Zusammenfassung und dezidierter Stellungnahme kondensiert in einen solch repräsentierenden Beitrag Eingang gefunden hat oder ob man sich dieser Aufgabe eher geschickt und vordergründig als fundiert aufwändig entledigt hat. Denn Fakt ist auch, dass sich in derartigen Sammelbänden in der Regel Beiträge von äußerst unterschiedlicher Qualität finden, die von im Extremfall erkennbar lustloser Pflichterfüllung bis hin zu echten Kleinodien reichen, die unerwartete Einsichten gewähren. Und da eine umfassende inhaltliche Wiedergabe bei so breit gefächerten Werken sowieso fast unmöglich ist, empfiehlt sich die Konzentration auf überraschende Lesefrüchte und die von ihnen ausgehenden Anregungen.

Das *Handbuch Literatur & Psychoanalyse* (das »&« ist nicht einfach durch ein »und« zu ersetzen, sondern soll die Komplexität und Verschlungenheit der Beziehungen anzeigen) ist Teil der Reihe *Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie*, in denen ansonsten das Verhältnis der Literatur zu »Emotionen«, »Raum«, »Musik«, »Visuelle Kultur«, »Materielle Kultur«, »Pop« und »Transnationalität« behandelt wird. Die Psychoanalyse fällt hierbei schon etwas aus dem Rahmen, da es sich nicht um einen reinen Gegenstandsbereich oder ein (latent oder offen) konkurrierendes Darstellungsmedium handelt, sondern um eine eigenständige Deutungsmethode und sogar eine spezifische Form von Literaturproduktion. Dies wird von den Herausgebern und Autoren des Bandes, die übrigens ausnahmslos Literaturwissenschaftler und an Universitäten in Deutschland, der Schweiz oder den USA tätig sind (eine Autorin lehrt in Schweden), auch klar anerkannt. Auf I. eine »historisch-systematische Einleitung« durch Eckart Goebel, die sich von Freuds *Traumdeutung* her, die ja auch Freuds zentrale Stellungnahmen zu *Ödipus* und *Hamlet*, zur literarischen Vorlage wie vor allem zur Figur enthält, zu Freuds Kulturtheorie und zu einer »Poetik der Psychoanalyse« vorarbeitet (durchbrochen durch einen auch in Stil und Sache disparaten Einschub der Mitherausgeberin

Frauke Berndt über »Die Position der Frau(en) in der Psychoanalyse«), folgen drei Blöcke sachlicher Auseinandersetzung: II. Theorien – Methoden – Konzepte (worunter sowohl für die psychoanalytische wie die philologische Theorie wesentliche wissenschaftliche Disziplinen wie »Semiotik« oder »Rhetorik und Poetik« als auch die zeitgenössischen theoretischen Schulen – Kritische Theorie, Poststrukturalismus etc. – und derzeit angesagten Gegenstandsbereiche – Kulturtheorie, Medientheorie, Postcolonial und Critical Race Studies, Gender und Queer Studies – verhandelt werden), III. Exemplarische Analysen I: Paradigmatische Figuren (von Moses bis Hamlet und – recht unerwartet – Machiavellis *Der Fürst*) und IV. Exemplarische Analysen II: Historische Formen (von Tragödie und Komödie über Fallgeschichte, Witz und einiges mehr bis hin zur Nachkriegsliteratur).

Soweit sich die Lektüren zu einem Gesamteindruck fügen, lässt sich jedenfalls behaupten, dass der Band nichts mehr von jener entdeckenden Begeisterung und Aufbruchstimmung erkennen lässt, die einst – 1977 – die von Friedrich Kittler und Horst Turk herausgegebenen *Urszenen* grundierten.⁷ Kittler selbst wird einige Male erwähnt, vor allem im Beitrag zur »Medientheorie«, aber nirgends eigens diskutiert. Man ist vielmehr um Eingrenzung bemüht: Dem – gewiss überzogenen – Statement, Freud habe mit seinen Anmerkungen zu Hamlet in der *Traumdeutung* die »erste, im literaturhistorischen Diskurs treffsicher platzierte psychoanalytische Literaturinterpretation« vorgelegt (S. 11), korrespondiert der das Terrain sichernde Einwand, dass man sich per Philologie »vor Übergriffen und erwartbaren ›Thesen‹ literaturwissenschaftlich vielfach ungeschulter psychoanalytischer Lektüren zu schützen« habe. »Das Wissen um Termini der Psychoanalyse kann genaues Lesen nicht ersetzen.« (S. 9) Dagegen ist gar nichts einzuwenden. Nur halten sich die Autoren und Autorinnen des Bandes auch nicht immer daran. Wenn etwa psychoanalytischer Literaturinterpretation »*Schematismus der Deutungen*«, »*Reduktionismus* und *Psychologismus*«, »unhistorische Sicht auf die Literatur« und einiges mehr zum Vorwurf gemacht wird (S. 10), so lässt sich für die Freud-Rekonstruktionen im Band ein zumeist nicht sehr »historischer« Umgang mit der

Werkgeschichte und überhaupt eine Tendenz zu starker Dekontextualisierung aufweisen.² Den besten Beleg liefert allerdings die Darstellung der Auseinandersetzung zwischen Lacan und Derrida in den 1970er Jahren. Derrida hatte 1975 in einem längeren Artikel mit dem Titel »Le facteur de la vérité« – Der Faktor / der Briefträger der Wahrheit – Lacans Lektüre von Poes *The purloined letter* bzw. (in Baudelaires Übersetzung) *La lettre volée* diskutiert und kritisiert.³ Frauke Berndt und Mladen Dolar arbeiten in ihrem Beitrag »Poststrukturalistische Theorie« sehr trefflich die vier Haupteinwände heraus, die Derrida gegen Lacan geltend macht: 1. die unzureichende Berücksichtigung des Kontextes, 2. die zu starke Fokussierung auf vom Signifikanten erzeugte Bedeutungseffekte unter Vernachlässigung von Resten, Überbleibseln, Nichtaufgehendem, 3. die Position des Phallus als »transzendentaler Signifikant«, und 4. die Selbstbezüglichkeit der Psychoanalyse, die sich unterstellt und immer wiederfindet und diese Teleologie in ihre Deutungen hineingibt, so dass auch der gestohlene Brief immer an seinem »Bestimmungsort« ankommt (S. 101–105). Was ist das Problematische daran? Die Situierung: »Dieser Moment sollte zum ikonischen Moment des Poststrukturalismus werden: Zwei ›große Männer‹ tragen ihre Kontroverse auf dem Schlachtfeld der Literatur aus.« (S. 101) Hieran stimmt eigentlich kaum etwas. Ich bestreite, dass es sich um einen »ikonischen Moment« handelt, und dass man diese Debatte dem »Poststrukturalismus« zurechnen kann⁴, und das mit den ›großen Männern‹ möchte ich einmal, die darin steckende feministische Spitze erkennend, dahingestellt sein lassen, aber fand hier überhaupt eine »Auseinandersetzung« statt, und geschah dies auf dem Feld der Literatur? Zu einer Auseinandersetzung gehören (mindestens) zwei, doch eine öffentliche Replik Lacans gibt es nicht. Vor allem aber hat diese ›Auseinandersetzung‹ eine Vorgeschichte: Zum einen stimmt es nicht, dass die »Antwort« Derridas »bis 1975 auf sich warten ließ« (S. 101); bereits 1968 hatte Derrida in dem Interviewband *Positions* in einer beinahe achtseitigen Fußnote [!] eine allgemeine Kritik der Lacan'schen psychoanalytischen Theorie vorgelegt und sich auch zu dessen Poe-Lektüre geäußert.⁵ Diese wie auch spätere Stellungnahmen Derridas zu Lacan berücksichtigen die

Autoren nicht. Zum anderen gehört zur Vorgeschichte der ›Auseinandersetzung‹, wie sie sich 1975 darstellte, auch etwas, das man vielleicht als Tratsch abtun könnte, aber auch nur, wenn es nicht Wirkungen gezeitigt hätte: Lacan hatte, als Derrida ihm einen Dialog mit seinem kleinen Sohn erzählte, diesen zusammen mit einer verletzenden Deutung öffentlich (wenn auch anonymisiert) weitererzählt.⁶ Das ist ein Subtext der Auseinandersetzung, und ich möchte sogar behaupten, dass er mitbestimmend ist für den polemischen Charakter von Derridas Text (in Anbetracht dessen auch der Vorwurf, Derrida selbst halte sich nicht an die von ihm eingeforderten Lektüreprinzipien, ins Leere läuft), der insofern denn auch nicht ›ikonisch‹ ist – weder für einen Poststrukturalismus noch für die Dekonstruktion. Denn was hier stattfand, was immer es auch war, fand eben nicht im Raum reiner Theorie statt.

Insbesondere die Beiträge zum Postkolonialismus von Franziska Bergmann und zu den ›Gender und Queer Studies‹ von Irina Gradinari und Franziska Schößler sind von einer massiven Ambivalenz geprägt, da hier unter Nutzung psychoanalytischer Begriffe der Freud'schen Psychoanalyse nicht nur ›Misogynie‹ (S. 136) und die Vertretung der ›Heterosexualität‹ als ›Norm‹ (S. 146), sondern auch das Vorhandensein, ja Verfügen ›über von zahlreichen kolonialen Phantasien geprägte Denkfiguren und Metaphern‹ nachgewiesen werden soll (S. 128). Es wird gar mit ›Freuds private[n] Erfahrungen‹ argumentiert, ›die dieser unbewusst in seiner Schrift verarbeitet habe‹ (S. 135), und es sei als ›unbewusste Strategie‹ zu werten, dass ›Freud die ihm als Juden entgegengebrachten Ressentiments auf das Weibliche transferierte‹ (S. 136). Wer betreibt hier wilde, weder psychoanalytisch noch literaturwissenschaftlich methodisch kontrollierte Deutung? Und soll man es als Inkonsequenz zeihen oder vielmehr die Autorinnen dafür bewundern, dass sie trotz dieser fundamentalen Vorbehalte und Einwände weiterhin mit Freud gegen Freud an einer psychoanalytisch basierten Theorie arbeiten? Zumindes, was den Beitrag über ›Gender und Queer Studies‹ angeht, ist sehr zu bezweifeln, ob die Lacan-Rekonstruktion, die dort anhand der Vorträge über das *Spiegelstadium*, das *Drängen des Buchstabens* und die *Bedeutung des Phallus* vorge-

bracht wird (S. 146–147), den oben genannten strengen Kriterien für eine methodisch korrekte Lektüre gerecht wird: Sie ist, indem sie vor allem die immanente Werkgeschichte vernachlässigt und den späten Lacan in den frühen hineinliest, unhistorisch und sie geht an jeglicher Intention Lacans vorbei, indem sie seinem Herangehen eine genetische und normative Entwicklungskonzeption unterstellt. »Lacan überträgt in seinen Studien [...] den Ödipuskomplex sowie die Identitätsentwicklung auf die Strukturen der Sprache. Er unterscheidet drei Bereiche der Subjektgenese, die konstitutiv miteinander verklammert sind: das Reale, das Imaginäre und das Symbolische. Das Reale bezeichnet die unsignifizierbare Realität, die das Kind nach seiner Geburt erlebt. ...« (S. 146)⁷

Lacans späte Formeln der Sexuierung bleiben in dieser Diskussion und auch ansonsten unberücksichtigt. Wie man überhaupt feststellen muss, dass Lacan zwar breit, aber doch sehr selektiv wahrgenommen wird. Allein von der Anzahl der Einträge im Register her gesehen, kann ihm niemand das Wasser reichen (Freud selbst bleibt im Register ausgespart); doch vieles wiederholt sich oder es bleibt beim reinen *namedropping*, und nur selten erfolgt eine thematische Diskussion.

Doch genug der Kritik. Zu würdigen sind die Beiträge, die ein Wagnis eingehen und Perspektiven herausarbeiten, die über alle Erwartungen hinausgehen und/oder ein vermeintliches Vorwissen in Frage stellen können: Eckart Goebel konfrontiert Machiavellis *Il Principe* (in der Regel mit *Der Fürst* übersetzt), dem aus der Renaissance stammenden Grundentwurf einer berechnenden Macht- und Realpolitik, mit Freuds »Realitätsprinzip« und identifiziert Freuds Artikel über die »Zwei Prinzipien des psychischen Geschehens« als einen »machiavellistischen Text« (S. 356), das Ziel der psychoanalytischen Kur als (Wieder-)Herstellung von Souveränität (S. 362) und Freud als »Machiavellist mit schlechtem Gewissen« (S. 366). So sehr man auch der (fingiert?) naiven Auffassung von Lustprinzip und Realitätsprinzip als Lebensgrundsätzen und der raschen Erledigung der Kant'schen Ethik in ihrer eventuellen Relevanz für Freud widersprechen möchte, der Faszination, die von dieser kleinen Studie ausgeht, kann man sich nur schwer erwehren.

Dass in dem »Hamlet«-Artikel von Andreas Kraß Lacans Hamlet-Interpretation aus dem Seminar VI, *Le désir et son interprétation*, nicht behandelt wird, ja schlicht unerwähnt bleibt, ist, auch wenn es von der unübersehbaren *Anti-Ödipus*-Orientierung des Autors her verständlich erscheint (S. 352), ein ärgerliches Manko des Bandes. Auch die Beiträge zu »Ödipus« und »Antigone« sind mit Blick auf Lacan eher enttäuschend. Anders und überraschend die Studie über »Kain und Abel« von Jonathan Kassner, die sich auf ihren letzten Seiten (S. 213–216) kritisch, aber fundiert mit Lacans Lektüre von Joyce' *Finnegans Wake* auseinandersetzt. Einige weitere hervorragende Arbeiten finden sich im letzten Segment: Arne Höcker zieht unter dem Titel »Fallgeschichte« diverse historische Linien aus, darunter zur *Erfahrungsseelenkunde* eines Karl Philipp Moritz und den »Erziehungsgeschichten« eines Johann Karl Wezel (S. 469 f.); Dania Hückmann über »Traumaliteratur« ist ungeachtet ihrer überzogenen Kritik am frühen Freud und seiner Aufgabe der Verführungstheorie (S. 584 f.) in ihrer sehr eingehenden Darstellung von Beispielen des Schreibens unter den Bedingungen des Traumas (Celan, Wolf, Améry, Sebald) unbedingt lesenswert, und dieselbe Empfehlung möchte ich für die Artikel über die »Literatur der Moderne« von Stefan Börnchen und über »Kriminalliteratur« von Max Roehl aussprechen.

Die Aufgabe, das von Günter H. Seidler, Harald J. Freyberger und Andreas Maercker herausgegebene *Handbuch der Psychotraumatologie* zu würdigen, grenzt ans Unmögliche. So sind es geschätzt an die hundert Beiträge, die an diesem Vorhaben mitgewirkt haben, das entsprechend in beeindruckender Breite und Differenziertheit der realen Genese von Traumata und ihrer therapeutischen Behandlung, aber eben auch dem Begriff und seiner Geschichte, den biologischen Grundlagen und theoretischen Bearbeitungen nachgeht. Die Herangehensweise ist vornehmlich eine medizinisch-psychiatrische oder kognitionspsychologische; die Psychoanalyse kommt nur randständig im Überblick über die Traumatheorien in ihrer historischen Entwicklung vor. An Wolfgang Bohlebers »Die Traumatheorie in der Psychoanalyse« fällt auf, dass

hier ähnlich umstandslos wie in der oben referierten feministischen Kritik die Aufgabe der Freud'schen Verführungstheorie als Umdeutung von »wirkliche[n] Erlebnisse[n]« zu »Phantasien« verstanden und ebenfalls die Realgeschichte des Ersten Weltkriegs für die Weiterentwicklung der Theorie verantwortlich gemacht wird (S. 124). Nach Freud favorisiert der Autor die Objektbeziehungstheorie und betont die »empathisch-kommunikative Dyade zwischen dem Selbst und seinen guten inneren Objekten«, die eben im Falle der Traumatisierung als »Schutzschild« zerbricht (S. 129), und das wird ausdrücklich im Kontext des Holocausts formuliert, der zu »einem vertieften Verständnis extremer traumatischer Erfahrung geführt« hat (S. 128 f.). Abschließend konstatiert Bohleber selbst eine Art Trauma oder Metatrauma der psychoanalytischen Theorie: Das Trauma »bildet eine Art von dissoziiertem Fremdkörper im psychisch-assoziativem Netzwerk«, und zwar, weil immer mehr »die Analyse des Hier-und-Jetzt« im Mittelpunkt der psychoanalytischen Kur steht und Topoi wie »[d]ie *Macht der Vergangenheit*, *Wiederholungszwang* und *Wiederkehr des Verdrängten* [...] aus der klinischen Diskussion verschwunden sind« (S. 132).

Lacan bleibt im ganzen Buch unberücksichtigt, ebenso auch die phänomenologischen Ansätze zu einem Verständnis von Traumatisierung, die an Emmanuel Levinas anschließen. Es gibt jedoch eine Art Dokument in dem Band, das ungemein beeindruckt. Das Buch ist Ulrich Venzlaff, dem 2013 verstorbenen »Nestor der Psychotraumatologie in Deutschland« gewidmet, und in einer gleichfalls ihm geltenden Vorbemerkung wird davon berichtet, dass derselbe Ulrich Venzlaff als junger Assistenzarzt in den 1950er Jahren als Gutachter vor einer Entschädigungskammer die Anerkennung einer »verfolgungsbedingte[n] Neurose« durchsetzte (S. 11). Der Band druckt unter dem Titel »Der erlebnisbedingte Persönlichkeitswandel« einen Auszug aus einem Buch von Venzlaff aus dem Jahre 1958 ab, in dem diese Problematik der Anerkennung einer solchen Neurose in einer dem zeitgenössischen kognitivistischen Idiom sehr fernen Sprache diskutiert wird. Venzlaff verwahrt sich vor allem gegen die ehemals vertretene Annahme, dass es »keine Grenze der menschlichen Trag- und Belastungsfähigkeit gibt« (S. 223) –

eine angesichts der heutigen Inflationierung der Rede von Traumatisierungen kaum vorstellbare Ausgangssituation. Entsprechend muss erst einmal ein Begriff von psychischer Krankheit bzw. Gesundheit erarbeitet werden: Venzlaff geht von einer »inneren, nicht körperlichen Not« aus, die daran hindert, »den positiven metaphysischen Sinn des Leidens, das edelste menschliche Kräfte erwecken, das Wertbewusstsein erhöhen und im Letzten die Glücksfähigkeit vertiefen kann« zu erfahren und sich mit dem Leiden auseinanderzusetzen (S. 221 f.). Anhand dreier Fallbeispiele zeigt Venzlaff »die einschneidende Kontinuitätsunterbrechung der Lebenslinie« und mitunter die »bionegative Persönlichkeitsumprägung und Wandlung der inneren Seinsform« (S. 234), und besonders bezeichnend ist die für ihn offensichtlich bestehende Notwendigkeit, herauszustellen, dass diese Fälle »jene anspruchsvoll-tendenziöse Haltung und das sthenisch-fordernde Auftreten, das den eigentlichen ›Rentenneurotiker‹ kennzeichnet, wie auch querulatorische oder hysterische Züge« vermissen lassen (S. 235). Wir sind weit entfernt von einer Welt, in der das Trauma zum allberufenen »kulturellen Deutungsmuster« geworden ist.⁸

HANS-DIETER GONDEK

- 7 Friedrich Kittler, Horst Turk (Hg.): *Urszenen. Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977.
- 2 Daneben aber auch eine Überhistorisierung, etwa wenn Achim Geisenhanslüke unter »Tragödie« die Tragödie des Krieges von 1914 bis 1918 für die »Anerkennung des Todes als der höchsten Schicksalsmacht« in *Jenseits des Lustprinzips*, spricht: der Hypothese des Todestriebs, ursächlich verantwortlich macht (379) – was auch biografiethoretisch fragwürdig ist.
- 3 Jacques Derrida: *Le facteur de la vérité*, in: *Poétique*, 6. Jg., Nr. 21, 1975, S. 69–147; wiederaufgenommen in: *La Carte postale de Socrate à Freud et au-delà*, Paris: Aubier-Flammariion 1980, S. 439–524; dt. »Der Facteur der Wahrheit«, in: *Die Postkarte von Sokrates bis an Freud und jenseits*, übersetzt von Hans-Joachim Metzger, 2. Lieferung, Berlin: Brinkmann & Bose 1987, S. 183–281.
- 4 Im selben Beitrag wird völlig zu Recht die Unsinnigkeit von Bezeichnungen wie Poststrukturalismus und Postmoderne aufgezeigt, ohne dass indes die einzig richtige Konsequenz gezogen und auf diese Termini als Epocheneinteilungen verzichtet wird (92 f.).
- 5 Siehe Jacques Derrida: *Positions*, Paris: Minuit 1972, S. 112–119; dt. *Positionen*, übersetzt von Dorothea Schmidt, Wien: Passagen 1986, S. 158–166.
- 6 Die genaue Darstellung findet man bei Élisabeth Roudinesco, *La bataille de cent ans. Histoire de la psychanalyse en France*, 2., Paris: Seuil 1986, S. 418 f. Sie wird von Derrida selbst bestätigt in: »Aus Liebe zu Lacan«, in: *Vergessen wir nicht – die Psychoanalyse!*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998, S. 32 f. Siehe auch Benoît Peeters, *Jacques Derrida. Eine Biographie*, übersetzt von Horst Brühmann, Berlin: Suhrkamp 2013, S. 246 f.
- 7 Vgl. für ähnlich unzureichende oder schlicht falsche Lacan-Rekonstruktionen S. 289 und S. 408.
- 8 Ich beziehe mich hierbei auf den von Elisabeth Bronfen und Birgit Erdle herausgegebenen Band *Trauma. Ein Konzept zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster*, Köln: Böhlau 1999.